

Frank Schlößer, Jahrgang 1966, studierte in Leipzig Journalistik und Afrikanistik. Nach dem Diplom zog er nach Rostock, wo er heute mit Kollegen die lokale Online-Zeitung das-ist-rostock.de betreibt. Er ist verheiratet und Vater von zwei Töchtern.

FRANK SCHLÖSSER

DER LETZTE PFEIL

EIN ROMAN AUS DER FRÜHZEIT

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für
Benjamin und Jeremias

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: shutterstock.com/yogo, shutterstock.com/Archiwiz
Umschlaggestaltung: Franziska Emons, Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-775-6
Ein Roman aus der Frühzeit
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

PROLOG

Ich hab meine beste Pfeilspitze verloren. Sie war scharf, sie war gerade und schwer. Drei große Töpfe musste Lona mir geben, damit ich sie beim Steinschneider eintauschen konnte. Ein halbes Reh gab ich der Zauberin, damit sie den Jagdzauber auf die Pfeilspitze legt. Jetzt steckt sie in diesem Mann, oben am Pass. Ich hatte Angst zu schießen. Meine Hände zitterten. So traf ich zu hoch, durch das Schulterblatt. Besser wäre weiter unten gewesen, durch die Rippen ins Herz. Die Spitze blieb drin, als ich den Pfeil herauszog. Der Schmied lebte noch. Er sah mich an, seine Lippen formten Worte. Ich sah ihm stumm in die Augen. Eigentlich wollte ich ihm nicht mehr wehtun. Doch ich hatte Angst, dass er mich verfluchen würde. So habe ich ihm den Stein an den Kopf geschlagen. Da war er still und starb. Ich hatte Angst davor, den Schmied aufzumachen und die Spitze rauszuholen. Ich habe alles dort gelassen, was er bei sich hatte: seine schöne Axt, die Schuhe, sogar die Feuersteine.

Der Winter ist zurückgekommen. Es schneit. Niemand wird ihn finden. Auch die Wölfe nicht. Die kommen selbst im Sommer nur selten bis dort hinauf an den Pass.

Ich will dort nie wieder hin, ich will auch nie wieder ins Warmland. Der Weg dorthin ist zu weit oben in den Bergen. Dort lebt nur der Tod.

Ich will dir erzählen, warum ich ihn getötet habe – den Schmied. Häng die Decke vor den Eingang und setz dich mit mir ans Feuer. Nimm dir eins von den Fellen, sonst frierst du bald am Rücken.

Wir hätten ihn liegen lassen sollen. Er war umgefallen und liegen geblieben, gekrümmt unter einem Busch und fast verdorrt. Dort wäre er in der Nacht verreckt, und die Wölfe hätten bis zum Morgen nichts von ihm übrig gelassen. Die große Wölfin lag ruhig auf einem Felsen und überließ es ihrem Rudel, den Mann immer wieder anzugreifen. Er roch schon nach Tod, die Jagd war zu Ende. Nur mit verzweifelten Tritten hielt er sich die jungen Tiere vom Leib, die hier lernen sollten, wie man tötet.

Als wir um das Rudel herumgingen, wussten wir noch nicht, was da unter dem Busch lag. Es hätte eins von den Kitzen sein können, die im Frühling geboren worden waren. Für sie war dieser reiche, sonnige Sommer ein Fest. Sie fanden überall Futter und gediehen prächtig. Aber der Sommer war auch ihre erste Überlebensprobe. Viele bestanden sie nicht. Denn auch die Wölfe fraßen sich satt. Und wir. So ein Kitz wäre auch für uns eine Beute gewesen: zartes Fleisch, straffe Sehnen und eine gute Leber.

Ob wir Angst vor den Wölfen haben? Nein. Wir kennen die schöne Wölfin gut. Sie hatte vor drei Jahren Nub, den alten Wolf, aus dem Rudel getrieben. Er war schon im nächsten Winter gestorben. Wir hatten seine Spuren im Schnee gesehen, mitten in der Siedlung. Im Frühjahr hatten ihn unsere Hunde gefunden, tot unter einem Baum. Wir mussten ihn nur noch mit Erde bedecken.

Die Wölfin würde uns töten, wenn sie könnte. Aber wir achten ihr Rudel und gehen niemals allein jagen. Unser Denken und unsere Waffen machen den Wölfen Angst. Sie wissen, dass wir nie allein unterwegs sind und dass wir sie töten können, auch wenn wir noch weit entfernt sind. Unsere Rudel gehen sich aus dem Weg. Nur im Herbst jagen wir manchmal zusammen: Die Wölfe stellen die Rehe, treiben sie uns vor die Bogen, und die fliehenden Tiere sind so leichte Ziele, dass wir dem Wolfsrudel

einen Teil unserer Beute überlassen können. Die Wölfe wissen das. Sie warten mit wedelnden Schwänzen, bis wir unsere Pfeile aus den Tieren gezogen haben.

Doch diese Zeit war noch nicht gekommen. Der Wald schwitzte sogar hier, auf der Schattenseite des Tales. Um die Wölfe zu vertreiben, mussten wir uns nur gegen den Wind bewegen. Wir riechen immer nach unserer Siedlung, nach Rauch und Feuer, deshalb verschwinden sie, wenn sie uns wittern. Aber nicht heute: Als die Wölfin unser Rudel und unsere Hunde roch, hob sie nur den Kopf, stellte die Ohren auf und sah ohne Angst in unsere Richtung. Sie warnte ihre Wölfe nicht. Wir traten aus dem Unterholz hervor. Die Wölfin hob die Lippen, sie mochte uns ihre sichere Beute nicht überlassen. Wir wollten schon weitergehen, doch dann hörten wir ein Wimmern unter dem Busch. Mit ein paar Steinwürfen vertrieben wir das Rudel.

Der Mann war nackt, seine Hände und Füße blutig und zerrissen. Seine Haut war von Mückenstichen übersät, das Gesicht unförmig und die Augen angeschwollen. Er hatte noch nicht lange gehungert, seine Rippen waren noch nicht hervorgetreten. Zwei Tage musste das Rudel ihn schon verfolgt haben. Es gibt viele Quellen in den Bergen, doch ein Mann, der von einem Rudel gehetzt wird, der kann nicht trinken. Die Wölfe sind nicht schnell, aber derjenige, den sie verfolgen, der hat keinen Augenblick Ruhe. Stehen bleiben bedeutet den Tod, sie verfolgen ihre Beute überallhin. Zwei Männer können sich gegen ein ganzes Rudel Wölfe wehren, sie können sich etwas ausdenken, sich gegenseitig helfen. Aber ein einzelner nackter Mann ist eine leichte Beute. Wie ein Kitz. Einem Wolf kann man sich stellen, man kann ihn mit einem Stock schlagen, ihm in die Augen greifen, ihn an den Hinterbeinen packen und auf die Steine schleudern. Das weiß der Wolf. Deshalb greift er nicht an, wenn er allein ist. Aber schon gegen zwei Wölfe ist ein Mann ohne Waffen machtlos. Er kann nicht auf Bäume fliehen, er kann nicht trinken, er kann nicht stehen bleiben, und er kann sich nicht einmal leeren vor

lauter Angst. Er ist tot. Sein Denken nützt ihm nichts, wenn er nicht weiß, wo eine Siedlung ist. Das ist seine einzige Rettung: zurück in sein Rudel, zum Rauch und zum Feuer. Doch dieser Mann wusste nicht, wohin er laufen sollte.

Die Wölfe wissen, wo wir siedeln. Sie hatten den Mann in die andere Richtung getrieben, weg von unserer Siedlung. Sie waren sich ihrer Beute sicher gewesen, sie hatten ihn klug gehetzt, und die jungen Wölfe hatten viel gelernt. Als sie ihn nur noch töten mussten, hatten wir das Rudel vertrieben.

Wir trugen den Mann zum Fluss und legten ihn ins Wasser. Er trank gierig und spie es wieder aus. Schnell kam das Leben zurück in seine Glieder. Er kühlte seine Wunden und seine geschundene Haut. Aber unter den geschwellenen Lidern bewegten sich seine Augen wach und flink. Er beobachtete uns: Gehörten wir zu seinen Feinden? Konnte er fliehen? Verstand er etwas von dem, was wir sagten? Ich lächelte ihm zu und legte ihm meine Hand auf die Brust. Er zuckte zusammen, und ich konnte sehen, dass auch sein Körper schon wieder viel Kraft zurückgewonnen hatte. »Ruhig. Wir sind Jäger aus diesem Tal. Die Wölfe sind fort.«

Damals glaubte ich, dass er meine Worte nicht verstand. Deshalb sprach ich ruhig zu ihm und lächelte. Damit er begriff, dass er in Sicherheit war, gerettet. Er lächelte zurück und gab sich seinem Bad hin. Mit dem Sand aus dem Fluss wusch er sich die Kruste von der Haut und den Dreck aus dem Haar. Was er sprach, klang hell und freundlich. Er musste aus dem Süden stammen, von jenseits der kalten Berge. Dieser Mann war stark. Doch er zeigte sich schwach. Ich verstand das nicht, damals.

2

Wir legten den Mann unter unseren großen Baum. Hier in der Mitte des Dorfes vertrieb der Rauch unseres Feuers die Mücken, die Frauen hatten grüne Zweige nachgelegt, als sich alle um den Mann versammelten. Unsere Zauberin hockte sich über ihn, ihre riesigen Brüste berührten seinen Nabel. Er hatte sein Erschrecken gut verborgen, als sie aus dem langen Haus zu ihm getreten war. Die Zauberin hatte sich mit weißer Asche gefärbt, und der Schweiß, der ihr von der Stirn und aus den Achseln lief, hatte dunkle Spuren auf ihrer Haut hinterlassen. Sie hatte nur ihr Fell um die Hüften geschlungen, die Kette aus Vogelschnäbeln rasselte, ihre Keule schleppte sie hinter sich her. Ihr Kopf sah aus wie der bleiche Schädel eines toten Bären, die roten Augen und die Knochen, die sie in ihrem Haar trug, jagten dem Mann Furcht ein. Sie roch nach Erde und trockenem Blut.

Als sie so nah über ihm war und ihn mit grimmigen Zauberworten beschimpfte, atmete er schwer, machte sich steif und wandte sein Gesicht ab. Sie bohrte ihre Fingernägel in sein Fleisch, kratzte ihm langsam über Brust und Bauch bis zu den Lenden und griff nach seinem Schwanz, als wollte sie ihn abreißen. Als wir lachten, blickte sie uns böse an. Dann betrachtete sie genau die Innenseite seiner Oberarme und rieb auch die kleinen schwarzen Zeichnungen, die er an seinen Gelenken trug. Doch die Striche verschwanden nicht, jemand musste sie ihm unter seine Haut geritzt haben.

Dann blickte sie mir ins Gesicht. »Versteht er uns?«

»Nein.«

»Gut.« Sie lachte auf und fuhr fort, ihn zu quälen. Sie wühlte in seinem Haar, rückte ganz nah an sein Gesicht heran und bespuckte ihn. Ich erzählte, wie wir ihn gefunden hatten – laut, so dass alle es hören konnten. Die Zauberin schaute sich den Mann

lange genau an. Sie prüfte ihn. Denn sie hatte zu entscheiden: Sollten wir ihn töten? Sollten wir ihn zurück in den Wald jagen? Schließlich hatten die Wölfe ihn lange gehetzt und waren von uns um ihre Beute betrogen worden. Er wich ihrem Blick aus. Die Zauberin zog seinen Kopf an den Haaren nach hinten und schrie ihm ins Gesicht. Dem Mann stockte der Atem, er stöhnte vor Schmerzen und riss die Augen weit auf. Sie waren braun, und trotz seiner Angst blieb sein Blick stechend und klar. Die Zauberin schien das nicht zu bemerken. Sie lachte ihm schließlich dröhnend ins Gesicht.

»Du bist ein Wurm in meiner Scheiße! Du bist ein Schwächling! Hör auf zu weinen!« Der Mann sagte nichts. Er schützte sein Gesicht mit den Händen, drehte sich zur Seite und wimmerte. Die Zauberin hätte ihm jetzt den Schädel einschlagen können. Wir wussten, wie stark sie sein konnte. Sie tötete so sicher wie ein Jäger. Sie hatte auch schon unsere Männer und Frauen getötet, wenn sie im Winter zu krank und zu alt waren. Dann hatte sie ruhig mit ihnen geredet, ihnen einen Schlaftrunk gegeben und sie dann schnell und sicher erschlagen. Kinder, die nicht leben konnten, tötete sie mit einem leisen Gift. Sie tat diese Arbeit für uns und sprach niemals darüber. Jeder wusste, dass sie nur dann tötete, wenn es nötig war. Wenn sie uns vor Flüchen beschützen musste. Oder wenn sie helfen konnte. Ihre Keule gab die Zauberin nie aus der Hand. Jetzt stieß sie die Keule dem Mann in die Seite und spuckte aus. »Du kannst bleiben. Bringt ihn zu mir ins lange Haus.«

Die Frauen nahmen uns die Jagdbeute ab. Ich packte den Mann unter den Armen, riss ihn hoch und schleppte ihn ins lange Haus. Er stöhnte. Doch ich sah wieder seine wachen Augen. Durch seine fast geschlossenen Lider sah er sich aufmerksam und ohne Angst alles genau an, das Dorf, den Baum, die Zauberin, unsere Waffen, auch die jungen Frauen. Ich hätte darüber lächeln können. Doch dieser Mann beunruhigte mich. Ich legte ihn auf die Felle, die Zauberin sah ihn noch einmal angewidert und neugierig

an. Dann wandte sie sich ab. Ich trat aus dem langen Haus. Für das Jagdessen am Abend gab es viel zu tun.

Schneid dir auch ein Stück Steinbock ab und nimm dir einen Fladen. Wenn dir kalt ist, dann nimm den Blasebalg. Gut so. Ich leg noch Holzkohle auf und etwas Holz vom weißen Baum. Dann wird die Flamme heller, und ich kann dich besser sehen. Du siehst nicht so aus wie wir. Morgen werden wir uns trennen und uns nie wiedersehen. Heute bin ich froh, dass du da bist und mir zuhörst. Ich kann heute nicht schlafen, weißt du? Ich bin erst gestern hierher zurückgekehrt und habe alles so gefunden, wie sie es mir erzählt haben. Sie sind alle tot.

Den Mann sahen wir viele Tage nicht wieder. Die Zauberin empfangt niemanden, sie ließ sich Grütze, Fladen und Fleisch bringen und verbarg den Mann in ihrem Verschlag im langen Haus, wo sie ihn vor den Blicken der Besucher schützte. Wenn sie uns auf ihren Wegen begegnete, dann grummelte sie etwas über diesen Schwächling und ließ uns stehen. Dieser Fremde leerte sich schon im Morgengrauen, und er achtete darauf, dass ihm niemand begegnete.

So kam es, dass wir ihn fast vergaßen. Wir gaben uns dem Sommer hin. Die Beeren im Wald und die Schoten auf den Feldern wurden reif, die Steinböcke waren so sorglos, dass wir uns ihnen leicht bis auf einen sicheren Schuss nähern konnten. Die Kinder aßen dicke Käfer und erlegten mit der Schleuder die Hälfte der Lämmer, die im Frühjahr geboren worden waren. Wir hatten viel Fleisch, das Getreide stand gut. Die Rippen meiner beiden Jungen verschwanden unter einer Fettschicht, ihre Gesichter wurden rund.

Meine große Tochter begann nach Frau zu riechen, obwohl ihre Brüste noch klein waren und ihr Becken knochig blieb. Meine Lona hatte im Winter wieder ein Kind verloren und war stiller geworden. Wir wärmten uns immer noch gegenseitig

die Füße. Erst steckte ich meine Füße zwischen ihre Schenkel, dann sie ihre zwischen meine. Lona war freundlich zu mir und den Kindern, ich sah sie auch einmal fröhlich mit den anderen Frauen im Fluss baden. Doch sie wollte nicht mehr geklatscht werden. Deshalb schickte sie mich manchmal mit einem guten Stück Ziege zur Zauberin. So machten es viele Frauen im Dorf. Wir Männer schätzten die geübten Hände der Zauberin und den Rauch des Rauschgrases, das sie für uns an solchen Abenden verbrannte.

Die Zauberin war zu alt für Kinder. Aber sie hatte auch früher keine bekommen. Früher, als junge Frau, war sie im Unterbauch sehr krank gewesen. Sie wäre gestorben, und fast hätte ihr die alte Zauberin mit dem Gift helfen müssen zu sterben. Doch dann hatte die alte Zauberin die kranke junge Frau für sich gewollt: Sie hatte ihren alten Körper verlassen und war in diesen jungen Körper geflogen. Die Greise im Dorf erzählen, dass die Alte starb und in diesem Augenblick das Fieber aus der jungen Frau verschwand. Sie sei dann ganz ruhig neben der Toten eingeschlafen, und als sie aufwachte, hatte sie die Stimme der alten Zauberin und deren Blick, ihr Wissen um die Pflanzen, um die Farben und um den geheimnisvollen Kreis des Mondes, der die Frauen bluten lässt. Sie kannte die Zauberworte der alten Zauberin und wusste, wo der große Feuerstein versteckt war.

Sie konnte abends im langen Haus am Feuer unsere alte Geschichte erzählen: Wie der hölzerne Mann Heo und die hölzerne Frau Ala auf der Flucht vor den Eisriesen in dieses Tal geflohen waren und hinter ihnen die Berge zusammenstürzten, sodass die Eisriesen unter den Felsen begraben wurden. Aber sie sind nicht tot: Im Winter frieren sie und zittern so sehr, dass der Schnee von den Bergen stürzt. Heo lebte auf der kalten Schattenseite, auf der Mondseite des Tales, auf der verfluchten Seite, wo der Schnee erst im Sommer taut. Ala lebte auf der warmen Sonnenseite, auf der verzauberten Seite, wo das Grün nicht mal im Winter ganz verschwindet. Wenn sie klatschen wollten, dann legten sie sich

in die Mitte des Tales. Dort, wo sie sich wälzten, schob sich erst das Gras beiseite und dann auch die Erde. Heute ist dort der Fluss.

Ala bekam keine Holzkinder, sondern Menschenkinder aus Fleisch und Blut. Als Heo und Ala starben, warfen ihre Kinder sie an den Himmel. Dort kann man sie in wolkenlosen Nächten sehen – sie halten dort gemeinsam den festen Stern und tanzen langsam in einem Jahr einmal um ihn herum. Wer den Stern kennt, der findet immer zurück zum Feuer. Die Kinder von Heo und Ala besiedelten das Tal – und niemand kann sagen, wie viele Honigfeste seitdem gefeiert wurden. Ich weiß nicht, wer das Bild von Ala und Heo in unseren Baum geschnitzt hat. Es war schon immer da, auch als die Mutter meiner Mutter noch lebte.

Wenn der Schnee taut und die Sonnenstrahlen zum ersten Mal das Flussbett erreichen, dann geht die Zauberin ganz ohne Furcht auf die Schattenseite des Tales, zu Stellen, die nur sie kennt, und kommt mit Farben zurück: Das Blau und das Grün wachsen zusammen in einem besonderen Stein. Heo wirft ihn im Frühling zu ihr hinab, er belohnt sie dafür, dass sie die Sippe im langen Haus gut über den Winter gebracht hat.

Für den Farbzauber nimmt sie Milch, den Magen des ersten Kalbes nach dem Winter und die Farben, die mit dem Mahlstein lange zu feinem Staub gemahlen werden müssen. Das Kalb wird über dem Feuer geröstet, die Stücke mit Salz gewürzt, und wenn wir nach dem Winter endlich zum ersten Mal abends satt um das Feuer sitzen und die Zauberin zur Trommel das Lied von Ala und Heo singt, dann kommt die gute Zeit des Jahres. Die Zauberin geht zum Baum und macht das Bild von Ala und Heo wieder schön: Ala wird grün, Heo wird blau. Unser Baum bekommt Knospen, der Fluss schwillt an, und das Wasser spült den Schnee von der Wiese. Dann steigt die Sonne so hoch, dass sie ins ganze Tal scheint. Die Wiese wird warm und blüht, die Lämmer werden geboren und unsere Honigfest-Kinder.

Ja, du hast recht: Ala und Heo hatten einen guten Ort für uns gefunden. Wir lebten vom Wald, er gab uns Nahrung und Holz für die Häuser und das Feuer. Wir hatten Platz für Getreide und konnten unsere Speicher füllen. Wir hatten immer gutes Wasser.

Trink etwas und leg noch einen Scheit auf die Glut. Nein, ich will nicht wissen, wer du bist und woher du kommst. Ich weiß, dass ich das nicht verstehen kann. Hör mir zu.

Unser Baum wächst an einem guten Platz. Das lange Haus unserer Talsippe steht auf einer Ebene, hoch über der Flusswiese. Dort beraten wir uns, dort erhalten wir den Jagdzauber, dort werden die Kinder geboren, dort feiern wir das Honigfest, und deshalb stehen dort auch die größten Töpfe in einer Ecke. Wenn der Winter zu kalt wird, dann rücken wir im langen Haus zusammen, um nicht zu erfrieren. Das lange Haus hat ein dichtes Dach, dicke Pfähle, eine große Feuerstelle und Platz für viele Felle. Im Winter sieht das lange Haus manchmal nur wie ein großer Schneehügel aus. Aber drinnen ist es warm, der Rauch tötet die Läuse, die Asche auf der Haut hält die Räude lange fern, und wir sind mit den schwangeren Frauen immer bei der Zauberin, die uns beschützt. Wo die Zauberin ist, dort blicken auch Heo und Ala hin. Das ist gut.

Die vielen kleinen Häuser schmiegen sich an den Waldrand. Lona und ich wohnen mit den Kindern nicht weit entfernt vom langen Haus. Als ich noch ein Junge war, hatte mich Lonas Vater gefragt, ob ich mit ihm zur Jagd kommen will. Er hat damals die Jäger geführt, und ich hatte noch keine zehn Sommer gesehen, als ich mitging. Er musste mich beim Spiel beobachtet haben. Ich war flinker als die anderen, fand die besseren Verstecke und hatte die größte Geduld. Schon auf der ersten Jagd durfte ich seine Beute öffnen. Er zeigte mir die warmen Innereien des Tieres und sah, dass ich mit sicheren Schnitten die Galle heraus schneiden konnte. Dann durfte ich treiben, und bevor der erste Schnee fiel, erlegte ich meinen ersten Hirsch.

Im nächsten Sommer gingen wir gemeinsam auf die Jagd. Mal trieb er mir die Tiere zu und mal ich ihm. Wir jagten auch im Winter, und als sich zwei Jahre später mein Vater den Fuß brach und starb, holte er mich in sein Haus und ließ mich bei seiner Tochter schlafen. Seitdem gehören Lona und ich zusammen.

Lonas Mutter starb schon im folgenden Winter bei einer Geburt, zusammen mit dem Kind. Da ging Lonas Vater im Frühling zu seinem Sohn. Der hatte im großen Tal selbst zwei Frauen und drei Söhne und zog Fische aus dem Fluss.

Lonas Vater hatte bei den Jagden sein Ziel zu oft verfehlt. Wenn er geblieben wäre, hätten bald alle gesehen, dass ich der bessere Jagdführer war. Die Jagdgruppe hätte mich schon im Sommer losgeschickt, damit ich gegen ihn kämpfen und selbst Jagdführer werden würde. Die Männer wollten sicher sein, dass der Beste sie auf den gefährlichen Wegen durch die Berge führte, nicht der Älteste. Lonas Vater wusste das. Er hatte mir oft davon erzählt, wie er vor vielen Jahren selbst den alten Jagdführer in einem Kampf auf der Jagd töten sollte. Er konnte es nicht. Deshalb verletzte er den Alten so am Knie, dass er im Dorf bleiben musste. Aber der alte Jagdführer wurde schnell böse, sodass die Zauberin ihm eines Tages das Gift gab, und nicht nur die Männer der Jagdgruppe erleichterte es, als er tot war.

Deshalb war es gut, dass Lonas Vater zu seinem Sohn ging. Das war klug von ihm, er wollte weiterleben. Lonas Vater wusste, dass seine Tochter bei mir bleiben würde, dass ich für sie sorgen konnte und dass ich für die Talsippe ein besserer Jagdführer sein würde als er. So bekam ich das Haus. Die Männer wussten, dass sie mir gehorchen mussten, wenn sie gesund und mit Beute von der Jagd zurückkehren wollten. Nur zwei Männer habe ich verloren in den vielen Jahren. Einer hatte sich in der Nacht verlaufen und nicht mehr zur Schar gefunden. Von ihm gab es nie wieder eine Spur. Der andere hatte am Jagdfeuer rote Pilze gegessen und sich danach auf ein Tier gestürzt, das nur er sehen konnte. Er war in die Schlucht gefallen. Selbst die Frauen dieser beiden

Männer sahen ein, dass unser Schutzzauber nicht stark genug sein konnte gegen solche Flüche. Ich hatte keine Fehler gemacht. Meine Männer hielten zu mir, obwohl ich noch sehr jung war damals.

Im Winter bleibt die Flusswiese im Schatten, doch hier oben auf unserer Ebene erreichen uns die Sonnenstrahlen. Die Schneestürze kommen nicht bis hierher. Auf dem steinigen Boden bleiben die Pfähle unserer Häuser trocken, die Bäume schützen die Dächer aus Reisig vor dem Sturm, der manchmal durch das Tal jagt. Von hier oben können wir im Sommer über unsere Rinder wachen, die Hunde wissen, was sie zu tun haben, wenn sich die Herde zu weit über die Flusswiese verteilt. Die Hühner, Schafe, Ziegen und Schweine leben bei den Häusern.

Der Wasserfall ist beständig und sammelt sich in einem Felsbecken, in dem wir uns baden können, wenn wir von der Jagd kommen. Die Frauen reiben uns mit Asche ab. Wir Männer lassen schreiend den Wasserfall auf unsere Körper prasseln und sehen den Frauen hinterher, die unsere Beute ins lange Haus tragen. Unser Wasser ist immer sehr kalt, auch im Sommer.

Die Zauberin hat uns vor zwei Jahren befohlen, einen Bach von dem Becken durch das Dorf zu graben. Hinten fällt er von unserer Ebene hinunter auf die Flusswiese. Seitdem fließt das Wasser zwischen den Häusern hindurch. Am Eingang können wir es trinken, und am Ausgang entleeren wir uns ins Wasser. So kommt der Schmutz aus dem Dorf. Das war klug von der Zauberin.